

# Notizen zu einer Quantentheorie des Bossanova

An der Berliner Volksbühne herrschte zuletzt überhebliche Einfallslosigkeit. Constanze Macras zeigt mit „The Future“, wie lustig Kapitalismuskritik sein kann

Auch dieses Jahr wird das Silvesterfeuerwerk verboten. Das ist wahrscheinlich gut und richtig, weil sich sonst zu viele Leute an den Raketenabschussrampen tummeln. Auch sind die Krankenhäuser nicht gerade unterbeschäftigt und können auf Böllerofer verzichten. Symbolisch ist die Sache trauriger: In normalen, nicht-pandemischen Jahren erhellen die künstlichen Blitze die Nacht. Das Feuerwerk kündigt vom Triumph des Übermuts gegen finsterste Verzagtheit. Kurz gesagt: Es macht Spaß.

VON JAN KÜVELER

Ersatzweise kann man, unter Bedingungen von 2G und wenn man nicht gerade in Sachsen wohnt, ins Theater gehen – zugegeben, nicht gerade der naheliegende Ort für Ekstase, die knallt, besonders nicht an der Berliner Volksbühne unter dem neuen Chef René Pollesch. Die Premieren der Spielzeit waren bisher eher mau, was umso schwerer wiegt, als der Intendant Pollesch die meisten Aufträge an den Regisseur Pol-

lesch vergibt. Der führt sie dann lustlos aus, als verpflichtete ihn irgendein alter Vertrag dazu, gegen den er passiv-aggressiv anrevoluzzt. In Interviews erzählt Pollesch parallel von „Safe Spaces“, flachen Hierarchien und verhaspelt sich beim Gendern nur ganz manchmal, wenn er artig „Spieler\*innen“ sagt, aber wirklich nur Frauen meint und deshalb „Spielerinnen“ hinterherschleift. Da liegt dann so viel Antiautoritarismus in der Luft, dass man sich fragt, wodurch denn dann überhaupt noch ein Intendantengehalt gerechtfertigt ist, wenn die Verantwortung auf hundert Schultern lastet.

Geht man aber hin und guckt, was so auf der Bühne los ist, gewinnt man eher den gegensätzlichen Eindruck, dass nämlich der alte Feudalismus, der jahrzehntelang unter Frank Castorf herrschte, nach dem Interregnum von Chris Dercon wieder in vollem Schwange ist. Genauer gesagt: Es wirkt, als hätte jemand in der Ruine das Licht angeknipst und die dicksten Freunde eingeladen, die – älter, satter, müder – von der alten Zeit erzählen: Wuttke, Breit-

kreiz, Angerer.

Umso angenehm überraschender plötzlich der neue Remix von so vielem, das an der Volksbühne zum guten Ton gehört: Nostalgie für das Berlin von früher, als die Partys noch wild und die Mieten billig waren, Antipathien gegen die Repräsentanten des globalen Kapi-

talismus (diesmal: Netflix und Tesla) und ein paar Prisen Wahnsinn. Das alles gibt es in der Uraufführung „The Future“ von Constanze Macras, aber nicht in der Attitüde gelangweilter Herablassung, wie zuletzt eben oft bei Pollesch, sondern im Modus hellwacher, lustiger Geistesgegenwart.

Die Argentinierin Macras, Jahrgang 1970 und seit 1995 in Berlin, studierte einst in New York bei Merce Cunningham, kommt also ursprünglich von einem Tanz, der so modern ist, dass die Menschen in den Hintergrund treten. Cunningham war für Choreografien berühmt, bei denen die Körperteile quasi autonom agierten, ohne Rücksicht auf Haltungsschäden bei den Tänzern.

Von diesem abstrakten Expressionismus hat Macras sich längst emanzipiert. Haltung ist ihr offensichtlich wichtig, körperlich wie politisch. Der Tanz ist auch nur noch ein Element ihrer Arbeiten, die zusammen mit ihrem Ensemble DorkyPark entstehen und Text, Live-Musik und Film beinhalten. Es bleibt jedenfalls genug Tanz übrig, dass auch politisch eher dröge Botschaften so viel Swing haben, dass man gerne dranbleibt. Die Darsteller, oft älter, als es die Tradition Tänzern zugesteht, strahlen dabei, jeder und jede für sich, so viel Power und Individualismus aus, dass man sie gern öfter sähe.

In der Praxis sieht das so aus: eine wilde Perücken- und Kostümschlacht

von der Steinzeit über das Orakel von Delphi bis in die Gegenwart. Mittelalterliche Folterkäfige werden, ohne umgestylt werden zu müssen, zu Requisiten des Hedonismus in New Yorker Clubs der Achtziger. Am Anfang sprinten die Darsteller von den Plastikplanenhügeln nach vorn und lassen sich fallen, von Bassschlägen niedergestreckt (die durchweg fantastische Musik kommt von Robert Lippokt).

Ein Höhepunkt der zweistündigen Show ist die gesungene Darbietung zentraler Theoreme der Quantentheorie über die Melodie von „Girl from Ipanema“. Dazu lässt ein nackter Mann sein Gemächt über einem Röhrenfernseher baumeln. Unter anderen Umständen könnte das abgeschmackt wirken. Aber während einen ein sanfter Bossanova über den Welle-Teilchen-Dualismus einullt, wirkt es folgerichtig. So wie die Quantenphysiker darauf bestehen, dass das Licht auf die eine wie auf die andere Weise beschrieben werden kann und sogar muss, so schafft dieser Abend die fast unmögliche Balance, sich gleichzeitig ernst und unernst zu nehmen.



THOMAS AUBIN